

## In den Schuhen des Anderen

### Impulse zum Abrahamischen Friedensgebet 2022\*

#### Jüdischer Impuls

SAPIR VON ABEL

#### Drei in einem Grab

2 Kön 22,14-20: *Da gingen der Priester Hilkija, Ahikam, Achbor, Schafan und Asaja zur Prophetin Hulda. Sie war die Frau Schallums, des Sohnes Tikwas, des Sohnes des Harhas, des Verwalters der Kleiderkammer, und wohnte in Jerusalem im zweiten Bezirk. Die Abgesandten trugen ihr alles vor und sie gab ihnen diese Antwort: So spricht der Ewige, der Gott Israels: Sagt zu dem Mann, der euch zu mir geschickt hat: So spricht der Ewige: Ich werde Unheil bringen über diesen Ort und seine Bewohner, alle Worte des Buches, das der König von Jehudah gelesen hat. Dafür, dass sie mich verlassen und anderen Göttern geopfert und mich durch alle Werke ihrer Hände erzürnt haben. So soll mein Zorn gegen diesen Ort entzünden und nicht erlöschen.*

*Sagt aber zum König von Jehudah, der euch hergesandt hat, um den Ewigen zu befragen: So spricht der Ewige, der Gott Israels: Durch die Worte, die du gehört hast, wurde dein Herz erweicht. Du hast dich vor dem Ewigen gedemütigt, als du vernahmst, was ich über diesen Ort und seine Bewohner gesprochen habe: dass sie zu einem Bild des Entsetzens und zum Fluch werden sollen. Du hast deine Kleider zerrissen und vor mir geweint. Darum habe ich dich erhört -spricht der Ewige. Darum werde ich dich mit deinen Vätern vereinen und du sollst in Frieden in deinem Grab beigesetzt werden. Deine Augen sollen all das Unheil nicht mehr sehen, das ich über diesen Ort bringen werde.*

Das sind die sieben Verse der Erzählung der Prophetin Hulda. Sie gehören zur Darstellung der Regierungszeit des Königs Josia, der in Jerusalem in den Jahren 641-609 vor der gewöhnlichen Zeitrechnung regierte. In seinem 18. Regierungsjahr gab er den Auftrag zur Renovierung des Tem-

---

\* Die drei Beiträge bildeten, neben Gebetstexten und Musik, den Kern des Abrahamischen Friedensgebets am 18.9.2022, zum Gedenken an Manfred Görg (gest. 17.9.2012). Es fand in der Nazarethkirche, München/Bogenhausen statt, wo das Haus der Kulturen und Religionen seinen vorläufigen Sitz hat. Das Motto „In den Schuhen des Anderen“ ist einem Zitat von Manfred Görg entlehnt.

pels (624 v.). Bei den Renovierungsarbeiten wird eine Schriftrolle gefunden, die der Hohepriester Hilkija an den Schreiber Schafan weitergab. Der Schreiber legt dem König den Inhalt der Schriftrolle vor. Der König reagiert mit Furcht und Scham, zerreißt seine Kleider, ist am Boden zerstört. Er bittet den Hohenpriester Hilkija, wie auch den Schreiber und drei weitere Männer, den Ewigen wegen der Worte des Buches zu befragen. Der König fürchtet nämlich den Zorn des Ewigen, weil der Inhalt der Schriftrolle Gesetze sind, die seit langem nicht mehr im Volke beachtet wurden.

Die Delegation des Königs wendet sich an die Prophetin Hulda. Hulda verkündet in einer Art Orakelspruch den Zorn des Ewigen über die Stadt, aber auch Schonung für König Josia, weil er Demut und Reue vor dem Ewigen gezeigt hat. Er bleibt vor dem Zorn des Ewigen verschont.

Ich möchte mit Ihnen heute über ein Grab sprechen. Ein Grab, welches sich seit Jahrhunderten in Jerusalem befindet, auf der Kuppe des so bedeutungsvollen lbergs. Das Grab ist versteckt. Man muss darum bitten, dass es aufgeschlossen wird, um sich dann durch einen schmalen Spalt über eine steile Treppe in eine Grabkammer zu zwängen.

Um auf die Spitze des lbergs zu gelangen, passiert man zwangsläufig eine Vielzahl weißer Rechtecke, eine Fülle an Gräbern, die sich einerseits Richtung Jerusalem richten, andererseits Richtung Mekka erstrecken und sich auch am Fuße des Berges versammeln, in Richtung der Stadttore. Ich spreche vom Kidron-Tal, das auch als Josaphat identifiziert wird, wo laut Überlieferung das Gericht des Ewigen stattfinden wird, am Ende der Zeit. Der Wunsch der hier Begrabenen, egal auf welcher Seite oder Höhe des Berges, ist es, sich einen Platz in der Nähe zum himmlischen Jerusalem gesichert zu haben. Es ist so, dass das Tal und der Berg mit Gräbern übersät sind, ein Labyrinth an Geschichten, Biographien, Wünschen und Sehnsüchten, die sich hier versammeln. Nicht, dass man viel wahrnehmen könnte, je näher man den Gräbern kommt. Im Gegenteil, die Grber verschwinden nach einer Weile in einer Masse an Rechtecken, die sich kaum voneinander unterscheiden. Der lberg ist ein bedeutungsvoller Ort. Christliche, muslimische und jüdische Traditionen liegen hier nahe beieinander, und doch gehen die Einen durch diesen Eingang, die Anderen durch jenen. Der Aufgang hier, der Abgang dort. Alle, die

schon einmal in Jerusalem waren, haben wahrscheinlich auch beobachtet, dass sich die drei Religionen hier zwar an *einem Ort* befinden, aber jede der Glaubensgemeinschaften eher zu den eigenen Orten geht, als über die Grenzen hinweg zu schauen, zu den Eingängen der anderen religiösen Stätten. Dafür ist jeder Zentimeter auf dem Ölberg schon immer auch politisch bestimmt, gesellschaftliche und politische Narrative spielen eine zentrale Rolle bei Zugehörigkeit, Souveränität und Wahrheitsanspruch.

Und doch gibt es hier ein Grab, welches von allen drei Religionen als Pilgerort genutzt wird. Ein Ort, der nie in den Schlagzeilen steht als umkämpftes Gebiet oder mit besonderen Öffnungszeiten je nach Religionszugehörigkeit eingeteilt ist. Ein Grab, welches drei Frauen zugeschrieben wird, die, jede für sich, eine Mission im Leben hatten, und sich auf besondere Weise mit der Liebe zum Ewigen auseinandergesetzt haben. Was hat es also mit dem Grab auf sich?

In der Grabkammer steht ein großer, antiker Sarkophag, umhängt von Samtvorhängen. Je nachdem, welchem Narrativ man folgt, liegt hier entweder eine christliche, eine muslimische oder eine jüdische Frau begraben.

Zurückgehend auf das sechste Jahrhundert, wird dieses Grab in der christlichen Tradition als das Grab der Heiligen Pelagia identifiziert. Pelagia war eine Frau aus Antiochia in Syrien, die vor allem für ihren ausschweifenden Lebensstil berüchtigt war, aber auch für ihre Schönheit und ihren Reichtum. Sie trat zum Christentum über, nachdem sie einer Predigt des Bischofs Nonus beigewohnt hatte. Sie kehrte ihrem bisherigen Leben den Rücken, verteilte ihre materiellen Reichtümer und beschloss, sich fortan den Lehren des Christentums zu widmen. Sie wollte ihren alten Lebensstil sühnen. Sie lebte unter dem Deckmantel einer männlichen Identität, Pelagius, pilgerte ins Heilige Land und zog sich auf den Ölberg zurück. Die Frömmigkeit und das Asketentum des männlichen Asketen beeindruckte die Bewohner:innen Jerusalems, Brot und Wasser wurden Pelagia durch ein kleines Fenster gereicht. Nachdem Pelagia gestorben war, wurde entdeckt, dass es sich um eine Frau handelte. Sie wurde in der Höhle begraben, in der sie zu leben gewählt hatte.

Seit dem zwölften Jahrhundert besagt eine muslimische Überlieferung, dass eine der wichtigsten Personen der Sufi-Tradition, Râbia al-'Adawiyya,

ihre letzte Ruhestätte in eben dieser Grabkammer erhalten hat. Râbia, die in der Stadt Basra im Irak gelebt und gewirkt hatte, ist heute dafür bekannt, dass sie das Element der absoluten göttlichen Liebe in den asketischen Sufismus einführte, und sie wird heute noch als Mutter des Sufismus verehrt.

Der Gedanke der Umkehr und des Ablegens des alten Lebens wird auch mit Râbia in Verbindung gebracht. Es gibt eine Überlieferung, dass sie sich, bevor sie zur Asketin wurde, einer Musikertruppe angeschlossen hatte und einen Lebensstil pflegte, der als moralisch verwerflich galt, mit Tanz und Musik als Belustigung der Massen. Doch Râbia kehrte diesem Leben den Rücken und lehrte fortan, dass Reue die Grundlage eines jeden Gläubigen sein sollte.

Ähnliches haben wir eben erst gehört, als ich die Geschichte des reumütigen Königs Josia vorlas. Die Prophetin Hulda übermittelte ihm die Botschaft, dass er von der Strafe des Ewigen verschont bleiben würde, da er Reue und Demut gezeigt hatte.

Seit dem vierzehnten Jahrhundert hält sich in der jüdischen Tradition die Überlieferung, wonach die Kammer die letzte Ruhestätte der Prophetin Hulda sei.

Auch Hulda ist kein unbeschriebenes Blatt und stammt keineswegs von einer angesehenen Familie ab. Im Babylonischen Talmud, Megillah 14b, wird zur Genealogie der Hulda angeführt, dass sie, so wie acht weitere Propheten, von Rahab abstammt, einer Kurtisane. Rabbi Juda sagt: *„Hulda, die Prophetin, war auch eine Nachfahrin von Rahab, der Kurtisane.“*

Drei Frauen, drei unterschiedliche Traditionen, drei Narrative. Je nachdem, mit wem man sich vor das Grab begibt, gibt es eine andere Biographie zu erzählen. Die Textlage, ist zugegeben, etwas schwammig, und nicht sehr deutlich. So wurde, nach talmudischer Überlieferung, Hulda innerhalb der Stadtmauern von Jerusalem begraben, nach muslimischer Tradition befindet sich das Grab von Râbia in ihrer Heimatstadt Basra. Jedoch sind die Überlieferungen zu heiligen Orten nicht unbedingt eine Grundlage für wissenschaftliche Kritik, und das Motiv, welches die drei Frauen verbindet, ist in gewisser Weise ein stärkeres Argument, um die Traditionen aufrechtzuerhalten. Je nachdem, aus welcher Perspektive man den Ort betritt, wird er einem unter einem anderen Namen präsen-

tiert. Wenn man nicht einen Schritt zurückgeht, erkennt man die darüberliegende Tradition erst einmal nicht.

Die drei Frauen stehen repräsentativ als Fürsprecherinnen beim Ewigen für Sünder:innen. Ihr Lebenswandel, ihr Asketentum und die Bedeutung der Reue waren Grundlagen, um Wunder zu bewirken oder gegen böse Mächte zu agieren, aber auch eine Verbindung zum Ewigen herzustellen. Der Ort wird daher auch in Verbindung gebracht mit Demut und Reue, mit Versöhnung.

Nach einer islamischen Legende wird über Râbia al-‘Adawiyya Folgendes erzählt:

*„Es sprach einer zu Râbia: Ich hab mein Lebtag viel verbrochen und viel gesündigt. Wenn ich nun umkehre, wird Gott sich mir zukehren?“*

*Sie antwortete: Nein. Vielmehr ist es so: Wenn er sich dir zukehrt, dann wirst du umkehren.“*

(Muḥammad ‘Abdarraḥīm, al-‘Ārifa bi-llāh Rābi‘a al-‘Adawiyya, S. 57)

Das Bedürfnis der Gläubigen nach einem Ort der Demut und Reue, aber auch zur Versöhnung, kommt an diesem Grab zum Tragen. Aus einem tieferen Bedürfnis wurde das Grab kontinuierlich aufgesucht, trotz der fehlenden und unklaren Textlage.

Beim der Vorbereitung für diesen Beitrag stellte ich mir wiederholt die Frage: Wann schlägt das Teilen eines Ortes Brücken, wann schafft es Barrieren?

Das Grab der drei Frauen ist kein kontroverser Ort. Er ist den meisten von uns vielleicht flüchtig bekannt, aber sicherlich nicht aus tagesaktuellen Schlagzeilen. Diejenigen, die den Gang zum Ort der Himmelfahrt auf den Ölberg gemacht haben, sind am Grab vorbeigekommen. Ein Ort, der weit weg von geografischen, institutionellen und ideologischen Zentren entfernt ist. Wo ein synkretistisches Ritual jahrelang möglich war und ist, das in einem tiefsitzenden Bedürfnis der Gläubigen verankert ist, einen Ort der Demut und Versöhnung zu haben.

Der jüdisch-bayerische Kartograph Yehosef Schwartz schrieb um 1900 herum über das Grab der Pelagia: *„In unserer Zeit erlauben die Ismaeliten jedoch jedem den Zutritt, der ihnen eine Silbermünze gibt und*

*manchmal sind drei Arten von Menschen dort: Juden, Ismaeliten und Christen, die an diesen Ort kommen, um zu beten.“*

Die letzten Wochen haben mich diese drei Frauen begleitet: Pelagia, Râbia und Hulda. Bis vor kurzem kannte ich sie noch nicht, aber ich bin vor einigen Monaten zufällig über ihre letzte Grabstätte gestolpert. Der Lärm der Stadt, die Anstrengung des Weges, die lautstarken Diskussionen über Religion, Nation und Wahrheit, waren für einen Moment ausgeblendet. Plötzlich machte es Sinn hier zu sein, und sich mit allen drei Frauen zu beschäftigen, einen Schritt zurückzutreten, ihre Geschichten kennenzulernen und sich gegenüberzustehen.

Von der Asketin Pelagia habe ich gelernt, dass wir uns manchmal von unseren materiellen Dingen lösen müssen, um Wichtiges im Leben zu erkennen.

Von Râbia al-'Adawayya habe ich gelernt, dass die einzig wahre Liebe die Liebe zum Ewigen ist.

Von der Prophetin Hulda habe ich gelernt, dass die Wahrheit im Text liegt.

Alle drei haben mir gezeigt, dass Demut und Versöhnung uns am Ende zusammenführen.

## **Christlicher Impuls**

PETER MARINKOVIĆ

„Gehe 30 Tage in den Mokassins eines anderen, wenn Du ihn verstehen willst“, rät ein indianisches Sprichwort. ‚In den Schuhen des Anderen‘ zu gehen, das heißt für die Zeit des Kontakts zu versuchen die Welt aus den Augen des anderen zu sehen. Und tatsächlich: Die Vorstellung, ganz konkret an der Stelle, in der Situation eines anderen zu stehen und zu handeln, lässt unterschiedliche Perspektiven erfahrbar werden.

Doch bleiben wir noch ein wenig bei dem Bild der Schuhe:

1. Stellen Sie sich den „Schuh“ des anderen sehr genau vor.

2. Versuchen Sie nachzuempfinden, wie sich der „Schuh“ für den Anderen anfühlt: Wo drückt er? Ist er zu groß? Kann man mit ihm fest auftreten oder wackelt man?
3. Tatsächlich werden mir die Schuhe des Anderen in der Regel nicht passen: sie sind zu groß oder zu klein. Sie haben ein Fußbett, das sich fremd anfühlt. Und: Sie riechen ganz anders als meine Schuhe, meine Füße etc.
4. Was mir dennoch daran gefallen könnte? All das, worin die Schuhe des anderen den meinen ähnlich sind.

Im Bereich der Welt-Religionen möchte ich hier an das wichtige und verdienstvolle Projekt Weltethos erinnern, das der Theologe Hans Küng ins Leben gerufen hatte. Eine Frucht dieses Prozesses war es, festzustellen, dass Formulierungen wie die sog. Goldene Regel in nahezu allen Religionen zu finden sind: „Was du nicht willst, das[s] man dir tu‘, das füg auch keinem andern zu.“ Oder positiv formuliert:

„Was du willst, das[s] man dir tu‘, das füg auch einem andern zu.“

Hier ist auch wieder vom Andern die Rede. Es ist also Zeit, sich nun um den Anderen zu kümmern.

Ausführlich mit dem Anderen beschäftigte sich u.a. der jüdische Philosoph Emmanuel Lévinas (1906 in Kaunas geboren und 1995 in Paris verstorben), z.B. in Werken wie „Die Spur des Anderen“ „Die Zeit und der Andere“ oder „Zwischen uns. Versuche über das Denken an den Anderen.“

In engem Austausch mit ihm stand der aus Bulgarien stammende Anthropologe und Philosoph Tzvetan Todorov, der ebenfalls viele Jahrzehnte in Paris forschte und wirkte und 2017 dort starb. Beiden ging es darum, das philosophische Problem der Beziehung von Ich und Nicht-Ich zu beschreiben, von Identität und Alterität.

Todorov gelang dies mit einem geradezu meisterhaften Beispiel narrativer Philosophie, nämlich mit seinem Buch: „Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen“. Am Beispiel der Eroberung Amerikas im 16. Jahrhundert zeigt er Grundformen des Umgangs mit dem Anderen auf. Todorov hat anhand von Tagebüchern und weiteren Originaldokumenten sehr detailliert recherchiert über den Entdecker Christopher Kolum-

bus, über den Eroberer Hernán Cortés und über den Dominikanermönch Bartolomé de Las Casas.

Todorov unterscheidet dabei drei Formen des Umgangs mit dem Anderen und benennt sie mit den Stichworten Kennen, Er-kennen und An-erkennen:

### 1. Kennen (am Beispiel des Entdeckers Christopher Kolumbus)

Beginnen wir mit dem Stichwort Kennen, das Todorov dem „Entdecker“ Kolumbus zuordnet. Kolumbus „kannte“ Indien, obwohl er noch nie dort gewesen war. Er kannte es aus Reiseberichten von Landreisenden und Händlern. Er suchte den Seeweg nach Indien und fand ihn. Als er nach langer Seereise endlich auf Land stieß, verglich er das, was er vorfand, mit dem, was er von den Reiseberichten her kannte. Und tatsächlich: in dem neu entdeckten Land gab es Gold, einen großen Fluss, Menschen von anderer Hautfarbe etc. Kolumbus fand, was er kannte und suchte: sein „Indien“. Er entdeckte, was er schon kannte. Und er bemerkte nicht die Differenz zwischen dem, was er entdeckte, und dem tatsächlichen Indien. Er identifizierte sein Wissen aus Büchern mit dem Vorfindlichen. Dies nennt Todorov die Stufe des „Kennens“ des Anderen. Eine Form des Umgangs, die nur dasjenige am Andern „entdeckt“, was sie ohnehin schon kennt.

### 2. Er-Kennen (am Beispiel des Eroberers Cortés)

Cortés landete 1519 im Bereich des heutigen Mexico, damals das Reich der Azteken. Deren Herrscher Moctezuma II. erfuhr von der Landung der Spanier und sandte ihnen eine Delegation mit Geschenken aus Gold, Edelsteinen, Kleidung und prächtigem Federschmuck. Jetzt war Cortés klar, dass dieses Land sehr reich war. Zu Beginn ihres Aufenthaltes wurden die Spanier hofiert. Verbreitet wird angegeben, dies hätte seinen Grund darin gehabt, dass Cortés von den Azteken mit dem Gott Quetzal-coatl identifiziert worden sei, dessen Wiederkehr eine alte Prophezeiung angekündigt habe. Im Unterschied zu Kolumbus er-kannte Cortés die Differenz in der Wahrnehmung. Die Azteken hatten – ganz im Sinne des „Kennens“ (s. 1.) – den Fremden (= Cortés) mit einem aus ihrem Weltbild bekannten Gott identifiziert. Im Unterschied dazu war Cortés bewusst, dass er kein Gott war. Er er-kannte aber, dass er sich

dieses Wissen um die Differenz zu Nutze machen könnte, um so selbst die Herrschaft von Moctezuma und all den Reichtum an sich zu reißen – eben ein ‚klassischer Eroberer‘, einer der den Unterschied zwischen der Weltsicht des anderen und der eigenen Weltsicht erkennt und zu seinen eigenen Gunsten ausnutzt.

Gegenüber diesen beiden für Todorov wenig gelungenen Beispielen des Umgangs mit dem Anderen führt er als drittes Beispiel den Dominikanermönch Las Casas an, den späteren ersten Bischof von Chiapas im heutigen Mexiko. Das Stichwort lautet hier:

### 3. An-Er-Kennen (am Beispiel Bartolomé de Las Casas)

Bartolomé de Las Casas kam 1502 zunächst als Kolonist ins Land, wurde ab 1514 dann aber einer der schärfsten und meistbeachteten Kritiker der Conquista sowie Streiter für die Würde der Indios in den eroberten Gebieten. Er verfasste detaillierte historische Abhandlungen über die Ereignisse in der Zeit zwischen 1492 und 1536, deren Augenzeuge er in vielen Fällen war, und Streitschriften für die Rechte der Indios. Er wurde auch als „Apostel der Indianer“ bezeichnet.

Las Casas erkannte die Differenz zwischen der Weltsicht der Ureinwohner und seiner eigenen. Doch nutzte er dies im Unterschied zu Cortés nicht zu seinen eigenen Gunsten aus. Er war daran interessiert, diese ihm fremde Weltsicht kennen zu lernen und umgekehrt den indigenen Völkern seine eigene christliche Weltsicht nahezubringen und verständlich zu machen. Diese Form des Umgangs mit dem Anderen nennt Todorov An-erkennen. Sie geht über das bloße Kennen oder das Er-kennen hinaus. Das Kapitel über Las Casas überschreibt Todorov mit dem Stichwort „Liebe“ gegenüber „Entdecken“ bei Kolumbus und „Erobern“ bei Cortés.

Wir sind nun beinahe unmerklich in den Bereich der philosophischen Hermeneutik geraten, der Lehre vom Verstehen und Missverstehen.

Der Münsteraner Theologe Johann Baptist Metz lehrte die Unterscheidung von Unterwerfungs- und Anerkennungshermeneutik. Kolumbus und Cortés sind für Metz Beispiele für Unterwerfungshermeneutik, die nicht daran interessiert ist, das Andere oder die Anderen wirklich kennen zu lernen im Unterschied zu Las Casas, der für ihn exemplarisch für eine

Anerkennungshermeneutik steht – ebenso wie Martin Buber mit seiner Ich-Du-Philosophie: „Erst am Du wird man zum Ich“.

Der Altmeister der philosophischen Hermeneutik des 20. Jahrhunderts, Hans-Georg Gadamer, fasste gegen Ende seines Lebens – er starb mit 102 Jahren in Heidelberg – die Quintessenz seiner hermeneutischen Forschung in einer Festversammlung für einen verstorbenen Theologieprofessor zusammen mit den Worten: Es ist entscheidend zu „hören, was vom Andern kommt“. Und er blinzelte dabei. Für die religiös Gesinnten unter uns mit einer kleinen Erweiterung: Hören, was vom ganz Anderen kommt.

Ich komme zum Schluss:

Wir Christenmenschen sind es gewohnt, in einer Dreiecksbeziehung zu leben, gewissermaßen einer *ménage à trois* der besonderen Art. Die drei Beteiligten sind: Gott, der/die Nächste und ich selbst.

Denn schon Jesus hat auf die Frage nach dem größten Gebot (Markus 12,28-34) folgendermaßen geantwortet, und zwar ganz gemäß der damaligen jüdisch-biblischen Tradition, nämlich mit Zitaten aus der Hebräischen Bibel, die wir Altes Testament nennen (Markus 12,29):

*„Jesus antwortete: Das höchste Gebot ist das: ‚Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der Herr allein, und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft‘ (5. Mose 6,4-5). Das andre ist dies: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst‘ (3. Mose 19,18). Es ist kein anderes Gebot größer als diese.“*

Voilà, als Erfüllung des „höchsten Gebots“ gilt für Jesus also: eine liebende Beziehung zu Gott, zum Nächsten und zu mir selbst. Eine an-er-ken-nende, ja liebende Beziehung zur Transzendenz, eine an-er-kennende, liebende Beziehung zum Anderen und eine an-er-kennende, vielleicht sogar liebende Beziehung zu mir selbst.

Möglicherweise hilft es uns dabei, zu versuchen, die Welt mit den Augen Gottes zu sehen, in den Schuhen des Anderen zu gehen und uns selbst dabei weder zu groß, noch zu klein zu machen.

## Islamischer Impuls

YVONNE BAUR-SALEH

Im Namen Gottes, des Gerechten, des Schöpfers, des Vergebenden!

Liebe Menschen, ich begrüße Sie und Euch herzlich mit Grüß Gott und vielen Salams!

Nach Augsburg führte am 3. Juli der heurige Tagesausflug der Freunde Abrahams. Einer der Programmpunkte war das Kennenlernen der ezidischen Gemeinde, die auf dem Nordfriedhof eine kleine Qoba, ein Heiligtum errichtet hat. Wir waren willkommen, den gepflasterten Bezirk zu betreten, verbunden mit der freundlichen Bitte, zuvor die Schuhe abzulegen. Am folgenden Tag erreichte alle, die dabei waren, eine Rundmail von Stefan Wimmer: „Ein Teilnehmer hat mitgeteilt, dass er in etwas zu kleinen Sandalen nach Hause gekommen ist. Es hat wohl eine unbeabsichtigte Vertauschung bei der ezidischen Qoba gegeben. Dann müsste jemand etwas zu große Sandalen angezogen haben. Ich vermittele gerne den Austausch.“

Die kleine Episode selbst – die hoffentlich nicht nur mich, sondern auch die beiden Herren zum Lachen gebracht hat – sowie die Formulierung der Mail illustrieren ganz wunderbar, was wir Freunde Abrahams so tun: Wir vermitteln gerne den Austausch!

So lernen wir bei Tagesausflügen und unserem Format „Jeder nach seiner Façon“ Menschen der unterschiedlichsten Glaubensrichtungen kennen. All diese Begegnungen könnte man auch unter das Motto stellen: „Just walk a mile in his moccasins“, das Mary T. Lathrap, nordamerikanische Poetin, Methodistin und Suffragette, 1895 in ihrem Gedicht „Urteile sanft“ formulierte. „Geh‘ einfach mal eine Meile in seinen Mokassins“, schreibt sie,

„Bevor du jemand beschimpfst, kritisierst und beschuldigst.

Auch wenn es nur für eine Stunde wäre, könntest du einen Weg finden  
Durch seine Augen zu sehen, anstatt durch deine eigene Muse.“

Ganz wörtlich nimmt das Londoner „Empathiemuseum“ die berühmt gewordene Redewendung bei der Installation „Eine Meile in meinen Schuhen“, die weltweit gezeigt wird: In einem überdimensionalen Schuhkarton finden die Besucher zahlreiche Boxen mit getragenen Schuhpaaren vor.

Sie wählen ein Paar aus und gehen darin spazieren, während sie über Kopfhörer einer Audiodatei lauschen, in welcher der oder die jeweilige Eigentümer(in) seine Geschichte erzählt: Wie ist es etwa, mit 80 Jahren seine große Liebe zu finden? Oder wie organisierte ein Imam für Sterbende in Krankenhäusern, die aufgrund der Maßnahmen zur Bekämpfung von Covid-19 keinen Besuch empfangen durften, seelsorgerischen Beistand und Videokonferenzen mit Angehörigen?

Das Projekt inspiriert mich zu folgenden Fragen: Welche innere Haltung, welche Tugenden tragen dazu bei, dass solche Meilen – auch im metaphorischen Sinn – gelingen? Was ist eher hinderlich und worin bestehen die Herausforderungen?

Aus islamischer Perspektive halte ich für grundlegend, dass Gott im Qur'an sowohl die Menschheit als Kollektiv anspricht, als auch die Einzigartigkeit jedes Individuums preist. In Sure 75, Vers 4 weist der Schöpfer darauf hin, dass Er bei der Auferstehung selbst die Fingerkuppen jedes Menschen wiederherstellen wird. Die im Koran betonte Gleichwertigkeit aller Menschen unter Achtung der Individualität impliziert für mich die Aufforderung, einander auf Augenhöhe zu begegnen, so unterschiedlich unsere Lebensentwürfe und Ansichten sein mögen.

Auf jeden Fall ist Empathie eine bedeutende Komponente. Wie aus zahlreichen islamischen Überlieferungen hervorgeht, zeichnete diese Tugend den Propheten Muhammad, der Friede und Segen sei auf ihm, in besonderer Weise aus. Als Beispiel möge diese kleine Begebenheit dienen: Kurz vor Beginn eines Gemeinschaftsgebets bemerkte er, dass ein Baby weinte. Da sagte er: „Ich werde das Gebet kurz halten (gemeint ist: auf den Pflichtteil beschränken), da ich weiß, dass das Weinen seine Mutter in Bedrängnis bringt.“ (überliefert bei Sahih al-Bukhari, 710)

Als sehr förderlich sehe ich die Haltung an, sich in der Begegnung mit einem Mitmenschen zurückzunehmen. Ein gutes Vorbild hierfür war und bleibt Prof. Manfred Görg. Ihn zeichnete die Gabe aus, seinen Gesprächspartner:innen mit absoluter Offenheit zu begegnen, ganz präsent, als ein leeres Gefäß im besten Sinne, freundlich zugewandt und bescheiden.

Eine sehr gute spirituelle Übung, wenigstens ansatzweise und temporär in den Schuhen von Mitmenschen in Not zu gehen, ist das Fasten im Monat Ramadan von der Morgendämmerung bis zum Sonnenuntergang. Hun-

ger und Durst öffnen das Herz für Mitmenschen, die von Armut und politischer Ungerechtigkeit betroffen sind. Bestenfalls erwächst daraus auch solidarisches Handeln, wie Spenden und aktiver Protest gegen Ungerechtigkeit. Auch Mary T. Lathrap verweist in ihrem Gedicht deutlich auf „Menschen in Reservaten und Ghettos, die so wenig Hoffnung haben und so viele Sorgen.“

À propos Fasten: Eine liebe christliche Freundin Abrahams hat in diesem Jahr – inspiriert durch eine Freitagspredigt von Imam Belmin Mehić (MFI) über die Vorzüge des Ramadan – einige Tage mitgefaster. „Wenn die Muslime das schaffen, dann kann ich das auch“, lautete ihr Ansporn. Auch das ist eine gelungene Meile!

Ich möchte kurz ansprechen, was hingegen hinderlich sein kann. Nehmen wir als Beispiel eine Situation, die wir alle kennen. Wir möchten einen nahestehenden Menschen trösten, wenn er oder sie von Sorgen erzählt. Die typische Reaktion kommentierte eine englische Bekannte von mir deutlich: Den (gut gemeinten) Satz „I know exactly how you feel!“ findet sie schrecklich. Schließlich sei jeder Mensch ein Individuum, und niemand zweites auf der Welt könne zu 100 Prozent dieselben Empfindungen haben.

Die vielleicht größte Herausforderung beim Schuhtausch formuliert Mary T. Lathrap mit ihrem Postulat: „Urteile auf sanfte Weise, bevor du einen Stein wirfst“ – ganz sicher eine Anspielung auf das bekannte Zitat Jesu (der Friede sei mit ihm) im Johannes-Evangelium. (Joh 9:8)

Um ein Urteilen auf „sanfte Weise“ einzuüben, mag die folgende Methode hilfreich sein: In mehreren frühislamischen Quellen, etwa bei dem sechsten schiitischen Imam Jafar as-Sadiq und dem Rechtsgelehrten und Mystiker Hamdun al-Kassar, findet sich diese Empfehlung: „Wenn ein Bruder einen Fehler macht, dann finde für ihn 70 Entschuldigungen oder mindestens eine, warum er so gehandelt haben könnte. Findet dein Herz keine einzige, dann liegt der Fehler vielleicht bei dir selbst!“

Hiermit schließe ich nun und sage „Dankeschön für’s Zuhören“, denn Sie haben gerade eine Meile in meinen Schuhen zurückgelegt! Möge der All-Eine Gott, der Gnädige, der Barmherzige, uns allen viele Gelegenheiten schenken, eine Meile in den Schuhen eines Mitmenschen zu gehen, seien es nun Mokassins oder Sandalen!